



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Francesca von Rimini : Novelle : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festsberg,

(Fortsetzung.)



un, Ihr habt schon genug von dem saubern Patron gehört, Herr, fuhr Rebecchini fort, daß Ihr Euch vorstellen könnt, worauf er es eigentlich abgesehen hatte. Wer weiß, was er noch für Teufeleien gegen das harmlose Mädchen angewandt hat, Don Baldassare hat mir davon erzählt, und ich teile sie Euch später mit, wenn Ihr nicht mehr so ungeduldig auf das Ende harren werdet — kurzum, in einer schwachen Stunde hat sich Francesca ihm hingegeben. Bald darauf war Don Riario aus Rimini fort; er ging nach Rom und wurde nach kurzer Zeit mit einer Mission zu einem der katholischen Freistaaten nach Südamerika gesandt. Das war ihm wahrscheinlich auch wider den Strich, aber die Jesuiten wollten hier freie Hand haben und trauten dem Frieden nicht recht. Noch vor jener Abreise war es mir gelungen, durch einen meiner Verwandten — denn seht, ich bin inzwischen in Alessandria bei der scuola normali als Lehrer von kleinen Mädchen angestellt worden, aber ich kam öfter mit meinem Marchese zusammen, wo wir viel über unsern Feldzug und unsre Heimat sprachen —, und so konnte ich ihm durch meinen Verwandten einen Brief an Don Riario besorgen. Dieser ermutigte den Bruder, der sich im Geheimen nach Rimini begeben wollte, zu diesem Schritt und überzeugte ihn, daß er ohne Sorge für seine Sicherheit sein könnte. Es waren gerade unsre Vakanten, und ich hatte es mir deshalb nicht nehmen lassen, meinen Marchese zu begleiten; denn für mich gab es in Rimini niemand mehr. Der Vater war im Gefängnis gestorben, wohin man ihn meinetwegen geworfen hatte, die Mutter hatte bei der Verhaftung des Vaters einen solchen Schreck bekommen, daß sie davon siech wurde und seinen Tod nicht lange überlebte. Seht, Herr, so ist es uns hier gegangen, und da wollt Ihr, daß man noch einen Funken Liebe für eine —

Signor Rebecchini, Ihr seid ja der Katastrophe so nahe, nun laßt mich auch das Ende hören.

In Trauer und in Verzweiflung über ihren Zustand saß Francesca in dem Garten ihres Hauses, als Don Baldassare vor sie trat. Ich sehe es noch wie gestern, denn ich hatte mich dort hinter der Scheuer zurückgehalten, aber ich hielt, da ich Verdacht hatte, den Marchese stets im Auge, es war am 2. September 1851. Sie glaubte einen Geist vor sich zu sehen, sank zusammen, und es bedurfte langer Anstrengungen, ehe sie sich aus ihrer Ohnmacht erholte. Nicht minder groß war die Verzweiflung von Don Baldassare, als er die Treulosigkeit seines Bruders erfuhr. Aber noch bevor die beiden Unglücklichen ganz ihr Herz ausgeschüttet hatten, war der Hof von päpstlichen Scbirren umzingelt. Ich eilte zu Hilfe, und zwei dieser Knechte wurden niedergeschossen, aber wir mußten der Übermacht unterliegen. Don Baldassare und ich wurden gefangen genommen und nach Bologna ins Staatsgefängnis abgeführt. Ein Prozeß wurde uns nicht gemacht, aber dafür wurden wir behandelt, als ob wir die größten Banditen und Mörder gewesen wären. Nun, Herr, Ihr sollt davon noch einmal hören und werdet dann nicht mehr über die historische Wildheit meiner Landsleute schelten, daß sie vor dem Palazzo Communale von der dortigen Papstbildsäule die Inschrift heruntergerissen haben. Wer unsre Leiden kennt, der wird uns verzeihen.

Gewiß, Signor Rebecchini, ist es nicht geraten, nach dem ruhigen Blute, wie es durch einen Rückblick in die Vergangenheit sanfter geworden, solche Ereignisse zu beurteilen. Doch fährt nur in Eurer Geschichte fort.

Aber eines Tages öffneten sich auch unsre Kerker, Stalia hatte sich mit mehr Glück als 1848 erhoben. Aber was war aus uns geworden! Ihr seht es an diesen Haaren und dem zusammengebrochenen Körper, und nun stellt Euch den Marchese vor, den noch ein besondrer Kummer mehr bedrückte. Seine Güter waren eingezogen und verkauft, nur den alten Palazzo hatte niemand zu kaufen gewagt, obgleich ihn die päpstliche Regierung zu Schleuderpreisen ausbot. Der Staat setzte Don Baldassare wieder ein und gab ihm außerdem eine kleine Pension. Aus mir machten sie den Archivar der Kommune, und wenn mir gleich das Archivio in den ersten Jahren noch dunkel blieb, allmählich entdeckte ich in den Urkunden eine Schandthat der frühern Regierung nach der andern. Seht, dieser Haß brachte mir Liebe zum Archiv bei, und jetzt halten mich die Leute sogar für einen Kenner der riminesischen Geschichte.

Und Francesca?

Diese hatte kurz nach der Gefangennehmung Baldassares, am 1. Januar 1852 einem Töchterchen das Leben gegeben und war bei dessen Geburt gestorben. Die kleine Francesca wurde von dem Kardinallegaten in das Findelhaus gebracht und blieb dort, bis sie Don Baldassare nach seiner Befreiung herausholte und, nachdem er sie an Kindesstatt angenommen, bei sich erzog.

Jetzt wißt Ihr, Signor Dswaldo, die Geschichte von dem Palazzo bei San Giuliano, und auch wir sind gerade bei der Rocca Malatesta wieder in die Stadt gelangt und müssen nun zu unserm Hause. Seht Euch die Wohnung an, wenn sie Euch gefällt, dann will ich mit dem Marchese sprechen, daß er sie Euch abläßt.

Ich möchte Euch nicht bemühen, Signor Rebecchini, und kann ja auch selbst mit Don Baldassare sprechen.

Das möchte Euch verdammt wenig nützen, Signor Dswaldo, denn der Marchese ist ein stiller Mann geworden, der höchstens dann und wann einmal mich bei sich empfängt und im übrigen nur seiner Tochter und seinen Büchern lebt. Er ist einer der vorzüglichsten Dantekenner unsrer Zeit und hat sogar mit einem Curer vielen Könige, es war der von Sachsen, in fortwährendem Briefwechsel gestanden. Wenn Ihr aber die Marchesina Francesca sehen werdet, dann könnt Ihr Euch eine Vorstellung machen, wie ihre Mutter den beiden Marchesen den Kopf verrückte. Sie ist ganz das Ebenbild der Mutter mit dem glänzenden schwarzen Haar, dem schlanken Wuchs und den strahlenden Augen, welche voll Ernst und Unschuld in die Welt sehen. Ihr werdet begreifen, wie für sie nur ein Mensch — Don Baldassare — in der Welt existirt.

10.

Dswald war durch diese Geschichte schon so sehr für die beteiligten Personen eingenommen, daß er, auch ohne das Quartier zu sehen, sofort den Signor Rebecchini gebeten haben würde, für ihn bei dem Marchese einzutreten. Er war aber besonnen genug, seinen Wunsch zu zügeln, um nicht ungegründeten Verdacht zu erwecken. Er besah sich des andern Tages die Wohnung, ohne daß er jedoch einen der Hausbewohner zu Gesicht bekam, und er fand, daß erstere ganz seinen Bedürfnissen entsprach, und daß sich namentlich das eine Zimmer in ein Atelier umwandeln ließ. Signor Rebecchini mußte den Vermittler machen; eine Unterredung, welche der Marchese mit Dswald hatte, stimmte den erstern für diesen günstig, und so fand sich unser Freund wenige Tage nach dem Spaziergang mit dem Archivar in dem Palaste Serradisetti eingerichtet.

Bei seinem ersten Besuch, den der neue Hausbewohner, wie üblich, seinem Wirte machte, lernte er auch die Marchesina Francesca kennen. Im übrigen aber bekam Dswald in den ersten Wochen seines Aufenthalts von seinen Mitbewohnern wenig zu hören und zu sehen. Nur dann und wann begegnete er Francesca im Hause und wechselte mit ihr einige höfliche Worte. In dieser Stille lebte Dswald wieder auf, seine jugendliche, zähe Natur wurde von den Seebädern neu gekräftigt, und er konnte in seinem neuen Atelier mit Eifer an der Ausführung verschiedner Skizzen arbeiten. Diese Ruhe und Arbeit brachte auch in sein Gemüt wieder das nötige Gleichgewicht. So ging der Sommer vorüber, ohne daß Dswald nur irgendwie Miene machte, Rimini zu

verlassen. Er schickte mehrere Bilder zur Ausstellung nach Berlin und hatte die Freude, dieselben zu guten Preisen zu verkaufen, sodaß er für die nächsten Jahre sorglos der Zukunft entgegensehen konnte. Bevor er die Bilder absandte, bat er Francesca und durch sie den Marchese, sich seine Werke anzusehen. Don Baldassare ließ sich entschuldigen, wohl aber kam Francesca der Einladung nach. Ohne besonders kunstverständlich zu sein, hatte sie doch eine feine Empfindung für das Schöne, die Oswald in Erstaunen setzte und ihn häufiger veranlaßte, bei ihr Rat einzuholen. So kam es denn, daß Francesca hin und wieder das Atelier besuchte, daß auch Don Baldassare dem Gaste gegenüber mehr zugänglich wurde und ihm zuletzt sogar die Erlaubnis gewährte, von Francesca ein Porträt malen zu dürfen. Auch wurde Oswald des Abends zum Thee eingeladen, zu welchem sich zuweilen auch Signor Rebecchini einfand, und so vereinigte bald die Theestunde die Bewohner des Hauses zu ihrer gegenseitigen Erholung in der Bibliothek des Marchese. Wenn Rebecchini anwesend war, so führte dieser die große Unterhaltung, indem er fortwährend nach seiner Art auf die Oesterreicher, Päpste und Bourbonen schimpfte, und Don Baldassare war gütig genug, dem treuen Freunde in Geduld zuzuhören, während die junge Gesellschaft leise sich miteinander unterhielt. Genußreicher war es, wenn der Archivar fern blieb, denn dann ließ sich der Marchese aus seinem großen Wissensschatz vernehmen, und entzückte seine Zuhörer, wenn er ihnen von seinen Danteforschungen mittheilte. Er bekannte, daß die divina commedia das einzige Buch gewesen sei, welches ihn in seiner Trübsal aufrecht erhalten habe, weil kein andrer Dichter wie Dante den geheimsten Regungen des Herzens so nachzuspüren vermöchte. Oswald mußte beschämt gestehen, daß er es noch niemals über sich habe gewinnen können, sich an die Lektüre dieses Buches zu wagen, zu dessen Verständnis erst das Durcharbeiten durch den gelehrten Apparat dickleibiger Kommentare erforderlich wäre. Auch mußte er gestehen, daß in seiner Heimat ein sehr frivoles Urtheil von Heinrich Heine der Dantekunde in der jüngeren Generation sehr geschadet habe, und daß es nur eine sehr kleine Gemeinde gebe, welche sich mit dem berühmten Dichter beschäftige. Francesca stand in der Begeisterung zu Dante ihrem Oheim nicht nach, und sie erbot sich mit Einwilligung des Letztern, während sie dem Maler zu ihrem Porträt sitzen sollte, ihm als Gegengeschenk die göttliche Komödie vorzulesen und zu erklären.

Auf diesen Abend folgten für Oswald Tage des höchsten und reinsten Genusses. Nach der Collazione des Mittags stellte sich Francesca mit ihrem Dante im Atelier Oswalds ein, und während dieser an der Staffelei saß und sich bemühte, die Züge des herrlichen Mädchens wiederzugeben, las dieses die Dichtung vor und löste sie in ein einfaches Italienisch auf, indem sie bald über den Gedankengang des Gesanges sprach, bald die einzelnen Szenen aus demselben erläuterte. Es bedarf nicht der Versicherung, daß unter diesen Umständen Oswald mit seiner Arbeit sich nicht beeilte, und daß auch Francesca nicht ungern das

Werk sich verlängern sah. Oswald war nicht bloß ein stummer Zuhörer, er griff selbst oft in die Lektüre ein und veranlaßte nicht selten Francesca zu lebhaftem Disput, sobald er sich mit dem einen oder andern Urtheil nicht einverstanden erklärte. Wenn es daher Oswald mit dem Bilde auch nicht wie Penelope mit ihrem Gewebe machte, so kam es doch vor, daß in mancher Sitzung nicht ein Pinselstrich gethan wurde. Auch wurde der ursprüngliche Plan geändert und statt des Porträts ein Bild in Lebensgröße beschlossen.

Oswald konnte es sich allmählich nicht mehr verhehlen, daß er unter dem Banne Francescas stand. Zwar bemühte er sich, um die Ernstlichkeit seiner wachsenden Neigung zu erproben, mit den alten Erinnerungen gegen die Regung einer neuen Liebe anzukämpfen. Oft wieder hielt er es für eine Entweihung, die reine Seele dieses Mädchens in den Kreis seiner Erlebnisse zu ziehen. Aber je mehr er auch dagegen kämpfte, desto festere Wurzeln schlug seine neue Liebe, und wenn die Marchesina einmal durch häusliche Arbeiten oder durch die Pflege des fortwährend kränkenden Oheims verhindert wurde, zu der bestimmten Zeit in das Atelier zu kommen, so war für Oswald alle Ruhe hin; er konnte es dann nicht mehr zu Hause aushalten, sondern mußte hinaus ins Freie, an das Meer und in die Berge, ohne daß es ihm gelang, sein stürmisches Innere zu beruhigen.

In dem ganzen Auftreten des Mädchens lag eine mit Hoheit gepaarte Anmut; es genügte schon, daß sie ins Zimmer trat, um bei allen Anwesenden ein Gefühl hoher Befriedigung zu erwecken. Es war, als ob nur sie Frieden und Heiterkeit zu verbreiten verstünde. Waren die Männer einmal in eine lebhaftere Debatte geraten, so namentlich wenn Rebecchini selbst unstreitig Gutes von der Kirche und ihrer Regierung durchaus nicht anerkennen wollte, so bedurfte es nur einer Bemerkung Francescas, und das erlösende Wort war gefunden, welches die volle Harmonie wieder herstellte. Francesca hatte einen Schatz gediegenen Wissens gesammelt; ohne daß der Marchese es merkte, war sie bald mit seinen Studien vertraut, und ihr sinniges Urtheil trug nicht selten dazu bei, den gelehrten Mann auf neue Gesichtspunkte aufmerksam zu machen und seinen Forschungen neue Bahnen zu weisen. Aber sie war weit entfernt, mit ihrem Wissen zu glänzen, und wenn sie in schlichter Weise ihre bescheidne Meinung äußerte, konnte Oswald den Gegensatz fühlen zwischen ihrer gediegenen und anspruchslosen Art und jenen zwar geistreichen, aber witzelnden und oft paradoxen, zum Widerspruch auffordernden Bemerkungen der jungen Damen aus seinen frühern Kreisen. Mit dem lebhaftesten Interesse theilte Francesca die Bestrebungen der Männer, mit unermüdblicher Geduld ließ sie sich ihre kleinen Schwächen gefallen, sie ging ebenso sehr darauf ein, wenn der Marchese die Gegensätze der Philosophie des Thomas von Aquino und Aristoteles auseinandersetzte, wie wenn Rebecchini die Echtheit einer archivalischen Urkunde verteidigte, oder wenn Oswald seine Ansichten über Kunst entwickelte. Sie war in der That zur Genossin des Mannes bestimmt, das mußte sich Oswald oft

genug sagen, wenn er an seine letzte Unterredung mit Margarete zurückdachte. Francescas Einfluß läuterte seine Ansichten; nicht in dem äußern Glanze, nicht in dem Haschen nach Effekten und in dem Beifall der Menge sollte der Künstler nach ihrer Meinung seinen Ruhm suchen, sondern in der eignen Befriedigung, die er aus seinem Kunstwerk schöpfte, in dem Ziele, das Ideal des Schönen und Guten zu erreichen. Nicht selten änderte unser Freund nach solchen Bemerkungen seine Entwürfe, und er gestand ihr oft, daß er sich als ihr Schüler betrachte, und daß er einen bessern Meister als sie garnicht habe finden können. Im Scherze behauptete er dann auch, daß sie eine neue Malerschule in Rimini begründen würde, die sich an die Schulen der alten klassischen Künstler würdig anreihen sollte.

Und wie war dabei das Leben des Mädchens so einfach und anspruchslos! In Rimini gab es nicht Theater und Konzerte, und wenn auch in der Stagione einmal eine Operngesellschaft ihre Vorstellungen gab, Francesca kam nur selten in eine solche, da sie den Marchese, der die Öffentlichkeit nicht liebte, nicht allein im Hause lassen wollte. Die berühmten Orte ihres Vaterlandes, in welche sich alljährlich der reiche Strom der Fremden ergoß, hatte sie noch niemals kennen gelernt, obwohl sie mit ihrer Geschichte und ihren Kunstwerken in genauester Weise vertraut war. Entbehrungen dieser Art schien sie garnicht zu fühlen; sie wußte sich die kleinen Begebenheiten ihres häuslichen Lebens anmutig zu gestalten und lebte in dem kleinen Kreise glücklich und zufrieden.

Die Leitung des Hauswesens stand in vollem Einklang zu ihrem sonstigen Thun; es war bewundernswert, wie sie es verstand, mit den kleinen Einkünften, die dem Marchese aus dem Schiffbruch seines Lebens übrig geblieben waren, derartig auszukommen, daß das Haus noch immer des alten Glanzes und des überkommenen Namens würdig war. So fern auch ihrem Charakter Stolz und Dünkel lag, so wenig vergaß sie doch, daß sie der Abkömmling eines alten ruhmreichen Geschlechtes war, für ihre Dienerschaft war sie eine gütige Herrin, von den Armen und Kranken ihrer Parochie war sie wie eine Heilige verehrt. An jedem Morgen, wenn sie mit dem Marchese das Frühstück eingenommen und dieser sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, begab sich Francesca, von Marietta, ihrer alten Dienerin, begleitet, zur Messe nach San Giuliano, und von dort zu ihren Pfleglingen, die sie unterstützte. Es lag etwas Wahres darin, wenn das abergläubische Volk behauptete, daß schon ihr Blick heile. Wenn sie in ein Krankenzimmer trat, so fühlte der Kranke seine Schmerzen geringer werden, ihr trostreicher Zuspruch gab den Verzweifelnden neue Hoffnung, ihre Milde stärkte die Ungeduldigen, ihre Sanftmut versöhnte die Streitenden.

Alles dieses sah Oswald unter seinen Augen unbemerkt und geräuschlos vor sich gehen, oft schlich er ihr unbemerkt nach, und wenn er hinter dem Pfeiler der Kirche stand und beobachtete, mit welcher Inbrunst Francesca ihr Gebet verrichtete, da pries er diejenigen glücklich, die in jene Bitten eingeschlossen wurden,

denm es schien ihm unmöglich, daß diese keine Erhörung bei einer solchen Mittlerin finden sollten. War er von einem solchen Ausgang in sein Atelier zurückgekehrt, dann saß er oft stundenlang, ohne einen Strich zu thun, lediglich in Gedanken an das Mädchen versunken. Immer mehr fühlte er, wie wenig er ihrer würdig sei; er bereute sein Vorleben, das ihn so abseits von dem Wege geführt hatte, der zu ihr lenkte. Aber wenn er sich so recht krank und elend fühlte, dann hoffte er doch wieder, daß Francesca nicht minder ihm, wie so vielen andern Mühseligen und Beladenen, Heil und Rettung bringen könnte. Und der Gedanke tröstete ihn und richtete ihn wieder auf; er begann dann aufs neue seine Arbeit, und von Hoffnung gestärkt brachte er sie rüstig vorwärts.

Aber auch in Francesca keimte mehr als bloße Freundschaft zu dem blonden deutschen Maler. Kannte auch ihr reines Gemüt nur die Liebe zu dem Andenken an ihre unglückliche Mutter und eine hingebende Verehrung zu dem teuern Oheim, so entwickelte sich doch unbewußt ein viel mächtigeres Gefühl für den jungen Fremdling, und schon dachte sie nicht ohne Furcht an die Zeit, wenn sie dieser verlassen und seinen Wanderstab weitersehen würde. Ihrer Beobachtung war es auch nicht entgangen, daß Oswald von einem schweren Kummer bedrückt war, und so war es ihr eine besondre Genugthuung, ihn durch ein freundliches Wort aufzurichten oder durch eine heitere Bemerkung die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen. Das Atelier war über ihrem Zimmer, und hörte sie zuweilen den Gast unruhig auf- und niederschreiten, dann erfand sie wohl einen Vorwand, um einen Blick in dessen Werkstatt zu werfen und ein paar Worte an ihn zu richten.kehrte sie dann in ihr Zimmer zurück, da war es oben still geworden, und begegnete sie später dem Freunde, dann zeigte ihr sein strahlendes Angesicht, wie guten Erfolg ihr Heilmittel gehabt hatte. „Sie liebte ihn um ihres Mitleids willen.“

Freilich, wer diesen Verkehr genauer beobachtet hätte, dem hätte das Aufsprießen der Liebe in dem Herzen beider nicht entgehen dürfen. Waren es auch nicht Liebesleien oder zierliche Phrasen, die zwischen ihnen gewechselt wurden, so gab doch jede Bewegung und jeder Blick Zeugnis von dem, was in ihnen vorging. Aber der Marchese wie Signor Rebecchini hatten für diese Vorgänge kein Auge. Der erstere war wieder einmal sehr in seinen Dantestudien vertieft, eine neue Deutung für die Person der Mathilde in dem irdischen Paradiese hatte sein ganzes Interesse in Anspruch genommen, eine reiche Korrespondenz mit gleichgesinnten Forschern war zu bewältigen, und während er an seinen neuen Gedanken, der vielfachen Widerspruch erhielt, sich festklammerte, merkte er nicht, daß die Dantestudien zwischen dem Gast und seiner Nichte auf ein ganz andres Gebiet überzugehen drohten. Der alte Poltron Rebecchini aber, der bei seinen Abendbesuchen, wenn er irgend eine neue Schandthat der frühern Herrschaft berichtete, in Oswald einen aufmerksamen Hörer zu haben glaubte, mußte häufig entdecken, daß dem Fremdling, der unverrückt auf Francescas Handarbeit gesehen

hatte, die größere Hälfte der Erzählung entgangen war. Dann schalt er wohl auf die Gleichgiltigkeit der jungen Generation, die keiner Leidenschaft mehr fähig sei, und behauptete mit Unwillen, daß wer nicht hassen, auch nicht lieben könne. Aber er merkte nicht das Erröten Francescas bei diesen Worten und hatte für die Verlegenheit Oswalds keinen Sinn.

So war es November geworden; das Stabilimento in Rimini hatte längst seine Räume geschlossen, und wenn sich Oswald sagen wollte, daß er wegen der Seebäder nach Rimini gekommen sei, so war für ihn kein Anlaß mehr, in der Stadt zu bleiben. Allein er dachte garnicht mehr daran, seine Wanderschaft wieder aufzunehmen, und auch in dem Hause war hiervon keine Rede. Denn der Marchese war in seinem Geiste bei viel zu transcendentalen Dingen, um sich um andre Vorkommnisse zu kümmern, Rebecchini aber war in eine Kommission nach der Hauptstadt berufen worden, um an einer Reorganisation der Staatsarchive zu arbeiten, und schrieb nur von Zeit zu Zeit Briefe, in denen er gegen die verrottete Wirtschaft der frühern Regierung in seiner bekannten Weise loszog und auch über die gegenwärtigen Machthaber schimpfte, die sich noch immer nicht von dem alten Gängelbände befreien könnten.

Francesca und Oswald waren bis zum fünften Gesang des Inferno vorgeschritten. Die Marchesina erbat sich die besondre Aufmerksamkeit ihres Hörers für das unglückliche Geschick ihrer Landsgenossin, mit welcher sie den Namen teilte. Oswald hatte den Pinsel weggelegt und lehnte sich an die Staffelei. Francesca begann jene rührenden Verse, wie zwei Geister in inniger Umschlingung von dem Sturme umhergepeitscht wurden, und der Dichter, von tiefem Mitleid zu ihnen ergriffen, sie bittet, ihm die Geschichte ihrer Leiden nicht vorzuenthalten.

Quali colombe dal disio chiamate
Con l'ali aperte e ferme, al dolce nido
Volan per l'aer dal volere portate.

Gleich wie ein Taubenpaar die Lüfte teilt,
Wenns mit weit ausgespreizten breiten Schwingen
Zum süßen Nest herab voll Sehnsucht eilt.

Mit diesen Versen begann Francesca und fuhr dann fort: So entringen sich die Unglücklichen, dem beschwörenden Rufe des Dichters zu folgen, dem Schwarm ihrer Leidensgefährten. Aber jetzt merket, Signor, wie der Dichter in feinsten Empfindung die Geschichte ihrer Leiden von Francesca erzählen läßt, während der Geliebte weinend zuhört. Wohl könnte man glauben, daß es geziemender gewesen wäre, wenn nicht die Frau dem fragenden Dichter, sondern der Mann dem Manne von den Leiden der Liebe erzählte. Aber so wird nicht urteilen, wer den hohen und edeln Geist des Dichters kennt. Denn indem er die Erzählung der Francesca in den Mund legt, zeigt er uns Lesern einen neuen Beweis für die hingebende und opfervolle Liebe der Unglücklichen, die auch noch

unter den unaufhörlichen Qualen der Hölle in ihren Gefühlen für Paolo von Malatesta unerschüttert geblieben ist. Aber je schwerer diese Aufgabe für den Dichter wurde, umso zarter und empfindsamer wird sie von ihm gelöst. Reusch und einfach ist die Erzählung, in wenigen Worten enthüllt sie das Martyrium eines ganzen Lebens, schildert sie die Grausamkeit des gewaltsamen und plötzlichen Todes. Eine edle Gestalt enthebt sich Francesca aus der Schaar der Sünder, zu deren Gemeinschaft sie der Dichter nur deshalb verurteilt, weil der Tod die Liebenden überraschte, ehe sie wegen ihrer Sünden Reue fühlten und Buße thun konnten. Aber vielleicht wollte der Dichter auch als eigne Überzeugung aussprechen, daß Leid die Frucht der Liebe sei. Und so bekennt Francesca:

Amor, che a nullo amato amar perdona,
 Mi prese del costui piacer sì forte
 Che come vedi ancor non mi abbandona.
 Amor condusse noi ad una morte.
 Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
 Ergriff für diesen mich mit solchem Brand,
 Daß, wie du siehst, kein Leid ihn unterdrückte,
 Die Liebe hat uns in ein Grab gesandt.

Oswald fühlte alle Pulse schlagen, Herz und Hirn drohten ihm zu zerspringen, als das Mädchen in tiefer Ergriffenheit und steigender Rührung diese Verse vortrug, während ihre Augen in Thränen erglänzten. Und wie sie geendet hatte:

Questi che mai da me non fia diviso,
 La bocca mi baciò tutto tremante,
 Galeotto fu il libro e chi lo scrisse
 Quel giorno più non vi leggemmo avante.
 Da naht er, der mich nimmer wird verlassen,
 Da küßte zitternd meinen Mund auch er,
 Verführer war das Buch und der's verfaßte —
 An jenem Tage lasen wir nicht mehr —

da ließ sie das Buch fallen, sie konnte sich nicht länger beherrschen, und schluchzend barg sie ihr Antlitz in die Hände. Oswald aber war vor ihr in die Knie gesunken und beteuerte ihr in glühenden Worten seine Liebe, wie er in dieser die Errettung von schweren Wunden, die Erlösung von großem Übel, den Glauben an sich selbst und das Heil für die Zukunft gefunden habe. Als er in sanftem Druck die Hände von ihrem Antlitz freigemacht hatte, da leuchteten ihm unter tiefem Erröten der Wangen zwei treue Augen glückverheißend entgegen:

Da küßte zitternd ihren Mund auch er,
 Erretter war das Buch und der's verfaßte,
 An diesem Tage lasen sie nicht mehr.

11.

Noch an demselben Tage wurde die Einwilligung von Don Baldassare erbeten und erlangt. Wie erstaunt der letztere auch über das Ereignis war, das er so wenig vorausgesehen hatte, so freute er sich doch über das Glück des jungen Paars und besonders der von Seligkeit strahlenden Francesca. Es wurde beschlossen, um jeglichem Gerede aus dem Wege zu gehen, die Hochzeit zu beschleunigen und erst mit dieser selbst der Welt von der Verbindung Kenntnis zu geben. Die erforderlichen Urkunden wurden von Oswald aus der Heimat beschafft, und am 20. Dezember 1877 erfolgte unmittelbar nach der bürgerlichen Eheschließung die kirchliche Einsegnung der Marchesina Francesca di Serradifetti und des Malers Oswald Hertel in San Giuliano, der alten Familienkirche des Geschlechts.

Das junge Ehepaar brachte die Weihnachtsfeiertage in Rom zu, dehnte jedoch den Aufenthalt nicht über Neujahr aus, weil Francesca sich Gewissensbisse machte, den inzwischen erkrankten Don Baldassare ganz allein und lediglich unter der Obhut der alten Marietta zu wissen.

Das Leben, welches fortan in dem Palazzo der Via San Giuliano geführt wurde, unterschied sich nur in wenigem von dem vor der Eheschließung. Oswald arbeitete mit Eifer, und Francesca war so oft bei dieser Arbeit, als sie es mit ihrer Pflege für den noch immer nicht genesenen Oheim vereinigen konnte. In den ersten Monaten seiner Ehe fühlte Oswald täglich mehr das Glück eines behaglichen Friedens und den Schatz eines zufriedenen und gottergebenen Gemüths, wie er ihn in seiner Frau besaß. Wie es dem Reisenden ergeht, welcher nach heftigen Stürmen im Weltmeere mit seinem kleinen Boot in den Fluß einfährt und sich des ruhigen und friedlichen Dahingleitens an den stillen, einfachen Ufern erfreut, so erquickte sich auch Oswald an seinem bescheiden Heim. Er setzte die Dantestudien mit Francesca fort und arbeitete, durch den Dichter angeregt, an einem großen Bilde, welches den Triumph der Kirche darstellen sollte, in freier Bearbeitung nach dem bekannten Gesang des Purgatorio. Als Beatrice war Francesca dargestellt, und er selbst malte sich als den Menschen, welcher durch Beatrice der göttlichen Gnade theilhaftig wird. Don Baldassare beschloß mit dem Apostel Paulus, dem der schneidige Signor Rebecchini zum Modell diente, als heiliger Lukas den Zug. Das Bild war Gegenstand der Theilnahme des ganzen Hauses, und während Don Baldassare, wenn auch pedantische, so doch immer wertvolle Erläuterungen zu den Gestalten Dantes gab, leitete Francesca den Geschmack ihres Mannes durch sinnige Bemerkungen auf den richtigen Weg. Zum großen Schmerz des Oheims befolgte Oswald nicht buchstäblich den Danteschen Vorwurf; er hielt es eines Künstlers für unwürdig, der bloße Illustrator eines Dichters, und sei es auch des größten, zu werden, ebensowenig wie ein Dichter das Gemälde eines Malers, und sei er auch noch

so berühmt, in poetische Sprache übertragen dürfe. Dswald wollte den Triumphzug der Kirche weder als Dekorationsstück noch als Verherrlichung einer Religion behandeln, die in ihrer frühern Gestaltung längst den Gemütern der Menschen entschwunden war. Er hielt sich für unfähig und im Vergleich zu den Malern früherer Zeiten auch unwert, ein Madonnenbild zu malen, weil ihm der kindliche Glaube fehlte, welcher einst die Hand der frommen Meister geführt hatte. Ihm war das Christentum lediglich ein Sieg des Geistes und des Herzens, zu dessen reinem, von keinen starren Dogmen getrübtem Kultus sich noch heute der Mensch wendet, dem die Rätsel der Natur ungelöst bleiben, der unter der Last des Lebens seufzt und mit seinen Lockungen kämpft. In diesem Sinne sollte die Kirche über die gemeine Genußsucht und den gedankenlosen, die Welt in Atome zerlegenden Materialismus der Epoche sieghaft dargestellt werden. Zu dieser Erkenntnis sollte der geprüfte und urteilsreife Mensch gelangen, und indem er sich dieser Offenbarung hingab, mußten zugleich vor dem strahlenden Glanze des kirchlichen Gedankens die Repräsentanten des modernen Zeitgeistes die Flucht ergreifen und wie im Nebel verschwinden. So erschien das ganze Bild als eine Vision, welche nur von dem Danteschen Gesang die Anregung und vieles in der äußern Gestaltung entlehnt hatte. Zu den trügerischen Gütern, welche mit ihren Verlockungen dem Menschen Fallstricke legten und nun vor dem im Nimbus strahlenden Triumphwagen der die geistige Idee repräsentirenden Kirche im Nebel zerstoßen, gehörte auch die Sinnlichkeit, dargestellt von einer Gruppe weiblicher Dämonen, deren Anführerin mit der Brandfackel in der Hand über einen Haufen von Leichen dahinschritt. Unwillkürlich hatte Dswald schon in dem ersten Entwurf diesem führenden Dämon die Züge Margareten gegeben und sich zuletzt so sehr in diesen Gedanken vertieft, daß das dämonenhafte Weib den hauptsächlichlichen Gegensatz zu Beatrice-Francesca bildete und sich um diese beiden Frauengestalten die einzelnen Teile des Bildes gruppierten. Francesca hatte oft genug ihren Mann mit dieser unbekanntem Schönheit geneckt, denn Dswald hatte bisher immer Scheu empfunden, dem reinen Herzen seiner Frau ein Bild jener bewußten Koketterie vorzuführen, dessen Opfer er dereinst geworden war. Freilich, wer das Gemälde unbefangen betrachtete, mußte sich sagen, daß der Künstler noch nicht völlig die Wahl zwischen dem verführerischen Dämon und der mehr verklärten Beatrice getroffen, vielmehr neben der geistigen Reinheit die Verlockung so schön gemalt hatte, daß man vielleicht zweifeln konnte, ob er dieser letzteren nicht noch im entscheidenden Augenblick folgen würde.

Das Bild wurde rechtzeitig fertig und im August zur Ausstellung nach Berlin gesandt. Dswald hatte in den letzten Wochen allzu anstrengend daran gearbeitet, und eine gewisse Abspannung war bei ihm eingetreten. Er war auch aufgeregt über den Empfang, den man seinem Bilde bereiten würde, und er begann es schon als Fessel zu fühlen, daß er seinem Kunstwerke nicht nachzelen,

sich nicht persönlich über das Urtheil von Kritik und Publikum unterrichten konnte. Francesca trug diese Launen ihres Gatten mit der ihr eignen Geduld, aber alle ihre Liebesmühe war umsonst, es schien, als ob die alte Unruhe in Oswald wieder die Oberhand gewonnen habe.

In den ersten Tagen des Septembers traf ein Telegramm von Harold ein, welches nur die Worte: „Großartigster Erfolg, herzlichsten Glückwunsch“ enthielt. Statt Oswald zu beruhigen, steigerte es nur noch seine Erregung, denn es dauerte wieder einige Tage, ehe das Packet mit Zeitungen anlangte, die allesamt in dem überschwänglichsten Lobe des Künstlers übereinstimmten. Selten hatte ein Bild so sehr den Beifall aller Kreise gefunden. Die Frommen sprachen von einem wiedererstandenen Michelangelo oder Cornelius, die Weltlichen feierten in dem Künstler einen zweiten Paolo Veronese. In mehr oder minder genauerer Weise enthielten die Blätter eine Skizze über Oswalds Leben und Entwicklungsgang; sie verschwiegen, daß er in Folge eines unglücklichen Liebeshandels vor zwei Jahren sein Vaterland verlassen habe, und sprachen nur die Hoffnung aus, den Künstler wieder in die Heimat zurückkehren zu sehen und in ihm einen würdigen Lehrer der Akademie begrüßen zu können. Stolberg hatte überdies einen ausführlichen Bericht der bekanntesten Meister beigefügt und namentlich auch hervorgehoben, daß eine in den Künstlerkreisen hochgeschätzte und wegen ihrer hohen Begabung ausgezeichnete Fürstin ihr lebhaftestes Interesse für das Bild ausgesprochen habe, und daß man unter den Freunden nicht mehr über die Berufung Oswalds als Professor an der Akademie zweifle. Die Freude, welche diese Nachrichten in dem Palazzo der Via San Giuliano hervorriefen, brachte auch unsern Künstler wieder in eine bessere Stimmung; er erzählte seiner Frau mit besondrer Genugthuung von Berlin und dessen Schönheiten, von seinen Kunstanstalten, an denen sich der Künstler bilde und erhole, von dem geistigen Umgang am Hofe und in der Gesellschaft, aus welchem sich immer wieder eine neue Anregung ergebe. Er hatte bei seinen Schilderungen den Hintergedanken, in Francesca eine Sehnsucht nach diesem Leben zu erwecken, und gehofft, daß sie selbst dem Gedanken an eine Übersiedlung nach Berlin Ausdruck geben würde, um ihrem Gatten die Möglichkeit, von den Besten geehrt und gefeiert, in würdigem Mittelpunkte schaffen zu können, zu gewähren. Aber Francesca wich diesen Provokationen mit klugem Takte aus, wußte sie doch, daß ihre Entfernung aus Rimini dem armen Don Baldassare den Todesstoß geben würde, und fürchtete sie doch im geheimen, daß, was ihr Gatte an Ehre gewinnen, sie selbst an Liebe verlieren würde.

Es war aber unvermeidlich, daß sich Francesca auch einmal ernstlich über diesen Plan ihrem Manne gegenüber äußern mußte, denn dieser hatte sich immer mehr in den Gedanken hineingelebt, und es schien deshalb der Gattin eine Auseinandersetzung erforderlich.

Nicht bloß der Dichter, bemerkte Dswald, auch der Künstler muß mit dem Könige gehen, und alle die Meister der Renaissance haben ihre großen Werke unter dem Einfluß mächtiger Fürsten und Patrone ausgeübt.

Nicht alle, erwiederte Francesca, Correggio, dieser lebenswürdigste unsrer Maler, hat in der stillen Abgeschlossenheit des häuslichen Glückes die Sammlung und den unerschöpflichen Quell für seine Meisterwerke gefunden. Denn nicht immer sind es die reinen Strahlen der Sonne, welche den Künstler am Hofe seiner Mäcene beleuchten. Mit der Anerkennung erscheint auch Mißgunst und Neid, und in dem kleinlichen Kampfe mit diesen haben sich schon die besten Kräfte aufgerieben.

In den Leben, meinte Dswald, ist aber auch der Antrieb zu neuem Schaffen, der Künstler kann beobachten, er ist dem geistigen Getriebe der Gegenwart nahe, und aus ihren Gegensätzen klärt sich für ihn die Idee zu neuen Bildern ab.

Nicht neidenswert, Dswald, erscheint mir der Künstler, der seine Werke nicht aus der eignen Brust schöpft, sondern sie erst in der Unruhe des Lebens finden muß. Dann ist es nicht mehr die heilige Begeisterung für die Kunst, die ihn beseelt, dann werden es die Neigungen der Menge sein, denen er nachspürt und denen er zu gefallen sucht.

Und die Heimat und den Freundeskreis achtest du für nichts?

Wohl weiß ich es, Dswald, daß es ein Opfer war, als du hierher dich verpflanztest, aber ist nicht Italien die zweite Heimat des Künstlers, und hat auch deine Francesca sich nicht bemüht, dir hier das Entbehrte zu ersetzen? Wohl bin ich bereit, dir überallhin zu folgen, wohin deine Neigung dich ruft, und auch andre heilige Pflichten um deinetwillen zu opfern. Aber hier sind wir so glücklich, laß uns diesen Frieden erhalten, den du indeß schätzen wirst, wenn die Aufregung, in welche dich der Erfolg deines Gemäldes versetzte, vorüber ist.

Wenn dann Dswald in die treuen, bittenden Augen Francescas sah, dann war jeder Widerstand vorüber, dann fühlte er sich überzeugt und schalt sich einen Undankbaren, der eine solche Frau nicht verdiene. Aber ein solches Einlenken war doch nur vorübergehend und seine Unruhe kehrte nach einigen Tagen wieder. In trüber Stimmung hielt er dann wohl auch Francescas Meinung nur für den Ausdruck des Egoismus einer übertriebenen Liebe und Angstlichkeit. Mehrere Tage vergingen, während deren sein Interesse für Berlin durch neue Siegesnachrichten genährt wurde. Dann trat wieder eine Pause ein, bis endlich Dswald einen Brief aus dem Kultusministerium erhielt, in welchem ihm angezeigt wurde, daß sein Bild für 10 000 Mark von der Nationalgalerie angekauft sei und daß der König dem Künstler auf den einstimmigen Antrag der Jury die große goldne Medaille verliehen habe. Dem amtlichen Schreiben war ein Privatbrief des Dezenten beigefügt, worin dem Maler eine zu schaffende Professur an der Akademie angeboten und gleichzeitig angedeutet wurde, daß

er durch die Annahme derselben einem persönlich ausgesprochenen Wunsche jener Fürstin nachkommen würde, die für den Künstler das wärmste Interesse gezeigt habe. Freudestrahlend eilte Oswald mit diesem Schreiben, das er im Atelier empfangen hatte, in die untern Räume, wo Francesca um den kranken Marchese beschäftigt war. Er teilte ihr in freudiger Aufregung den Inhalt der beiden Briefe mit, aber der traurige Blick, den sie auf Don Baldassare warf, belehrte ihn bald, mit wie gemischten Gefühlen Francesca diese Kunde aufnahm. Er wagte es nicht, mit ihr die Situation zu erörtern, auch sie trug Scheu, alle ihre Empfindungen Oswald aufs neue darzulegen, und so wurden die Briefe fast totgeschwiegen. Nach einigen Tagen dankte Oswald dem Minister und bat ihn, die Ablehnung der Professur mit Verhältnissen in der Familie entschuldigen zu wollen; er versprach, sobald sich die Krankheit eines nahen Angehörigen seiner Frau entschieden habe, seine Dienste freiwillig seinem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Seit dieser Zeit war das Haus, dessen Charakter sich in den letzten Monaten verändert zu haben schien, wieder still geworden. Zwischen den Ehegatten war eine gewisse Entfremdung eingetreten; Oswald studirte eifrig in alten Kostümwerken und ließ sich nur ungern von seiner Frau stören, obwohl diese nicht aufhörte, ihre Zeit zwischen ihrem Manne und ihrem Oheim zu teilen und sich vergeblich bemühte, dem erstern durch desto größere Zärtlichkeit das Fehlschlagen seiner Pläne vergessen zu machen.

(Schluß folgt.)



Notizen.

Goethe und Hummel. In der langen Reihe von Komponisten, die mit Goethe in Berührung gekommen sind — sie beginnt Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts mit Breitkopf, Kayser und Andree und endigt sechzig Jahre später mit Zelter, Hummel und Mendelssohn —, ist der Weimarer Kapellmeister Hummel, der gefeiertste Klavierspieler und zugleich einer der fruchtbarsten und anmutigsten Komponisten seiner Zeit, derjenige, über dessen Beziehungen zu Goethe bisher am wenigsten bekannt geworden ist. Ferdinand Hiller, der letzte, der das schon oft behandelte Thema „Goethe und die Musik“ nochmals behandelt hat (Westermanns Monatshefte, 1882, Band 52), spricht nur von dem Klavierspieler Hummel und führt nur die paar Stellen aus den „Tag- und Jahreshften“ und aus „Eckermanns Gesprächen“ an, die sich auf Goethes Bewunderung des Hummelschen Klavierspiels beziehen. Des Komponisten Hummel, des Komponisten Goethischer Lieder, gedenkt Hiller mit keiner Silbe, und doch war Hiller Hummels Schüler und ist als solcher sogar von Goethe 1827 besungen worden („Ein Talent, das jedem frommt,“ Hempel III, 355).